



«Die Schadensminderung leidet unter ihrem eigenen Erfolg»

Vor 20 Jahren öffnete in Bern an der Münstergasse das Fixerstübli seine Tore – ein geschützter Ort, an dem sich Drogenabhängige ihr Heroin spritzen konnten. Das Pionierprojekt fand bis weit über die Landesgrenzen hinaus grosse Beachtung. Jakob Huber, Geschäftsleiter von Contact Netz, erinnert sich an die «Geburtsstunde der Schadensminderung» und erzählt von ungelösten Problemen in der Betreuung drogenabhängiger Menschen. Interview: Mathias Morgenthaler

Jakob Huber (55) ist Geschäftsleiter der Stiftung Contact Netz, welche die Kontakt- und Anlaufstelle für Drogenabhängige (K&A) an der Hodlerstrasse in Bern betreibt. Huber stiess vor gut 19 Jahren, kurz nach der Eröffnung des ersten Fixerstübli's, zum Contact-Team. Zuvor war er u.a. Gassenarbeiter, Slumentwickler in Südamerika und DEZA-Ausbildungsleiter. In Zentralasien leitet Huber ein Harm-Reduction-Drogenprojekt. Seit 2001 ist er Präsident der Expertenkommission Weiterbildung im Suchtbereich des BAG.

Herr Huber, vor 20 Jahren ist in Bern das erste Fixerstübli der Schweiz eröffnet worden. Ist das Jubiläum für Sie ein Anlass zum Feiern?

JAKOB HUBER: Feiern würde ich nicht sagen, schliesslich sind unsere Klientinnen und Klienten schwer drogenabhängige Menschen, aber es ist mit Sicherheit ein Grund, stolz zu sein. Vor 20 Jahren ist etwas entstanden, das in dieser Form einzigartig war – das neue Angebot führte einen Paradigmenwechsel im Umgang mit Drogenabhängigen herbei.

Paradigmenwechsel ist ein arg strapaziertes Wort, worin bestand denn die fundamentale Neuerung?

Die Eröffnung des Fixerstübli's war die Geburtsstunde der Schadensminderung. Diese vierte Säule der Drogenpolitik ist heute in breiten Kreisen akzeptiert, damals gab es sie nicht. Es war das erste Mal, dass drogenabhängige Menschen einen Zufluchtsort hatten, wo sie mit ihrem Drogenkonsum akzeptiert und gleichzeitig medizinisch und sozial betreut wurden. Dass Bern mit dieser Innovation eine Pionierrolle einnahm, sorgte bis weit über die Landesgrenzen hinaus für grosses Aufsehen. Zuvor war es undenkbar gewesen, dass jemand diesen Schritt machte.

«Wir werden niemals eine drogenfreie Gesellschaft haben.»

War er denn gut und notwendig? Das Hauptziel war und ist es doch, dass Drogenabhängige von ihrer Sucht loskommen.

Das ist unbestritten. Allerdings musste man Mitte der Achtzigerjahre feststellen, dass dies mit Repression und abstinenzorientierter Therapie alleine nicht zu erreichen war. Die offenen Drogenszenen und die HIV-Raten wuchsen rasch an. Die Situationen in Zürich und Bern eskalierte. Polizei und Drogenfachleute waren weitgehend ohnmächtig. Die Eröffnung des ersten Fixerstübli's, das lange nur mit viel Kampf offen gehalten werden konnte, veränderte die Drogen Diskussion radikal: Sie stand symbolisch für das Eingeständnis, dass wir niemals eine drogenfreie Gesellschaft haben werden und deshalb lernen müssen, mit Drogen umzugehen und den Missbrauch zu behandeln.

Behandelt man den Missbrauch, indem man den Abhängigen sagt: Ihr dürft ihn fortführen?

Das ist nicht unsere Botschaft. Doch die Offenheit, zu akzeptieren, dass jemand im Moment keine Möglichkeit sieht, drogenfrei zu leben, war und bleibt wichtig. Mit dem strikt abstinenzorientierten Ansatz erreichte man die Heroin- oder Kokain-Abhängigen kaum, deshalb musste die Zugangsschwelle niedriger gelegt

werden. Ist der Kontakt einmal hergestellt, werden Veränderungen in Richtung Integration und Konsumreduktion bis hin zur Abstinenz möglich. Die Motivationsarbeit in Richtung Abstinenz ist gut, doch Abstinenz ist nicht für alle ein realistisches Ziel.

«Bis heute sind global etwa 65 Fixerräume nach dem Vorbild des Berner Fixerstübli's in Betrieb.»

Das sehen nicht alle so. Im Entwurf zum revidierten Betäubungsmittelgesetz ist die Förderung der Abstinenz neu als Prämisse in Artikel 1a verankert – entzieht das der Schadensminderung den Boden?

Nein, da sehe ich keinen Widerspruch. Ich kann Ihnen versichern: Wir arbeiten täglich daran, unsere Klienten für Behandlungen zu motivieren. «Abstinenzorientiert» und «akzeptanzorientiert» – das sind keine unversöhnlichen Gegensätze, die Grenzen sind in der Praxis durchlässig. Wichtig ist es, das Individuum zu erkennen, den richtigen Moment zu erwischen, in dem jemand zur Veränderung bereit ist. Wir sollten die einzelnen Säulen nicht gegeneinander ausspielen. Dass wir uns im Bereich der Schadensminderung engagieren, bedeutet nicht, dass wir Drogenabhängigkeit gutheissen. Es ist einfach eine fachlich notwendige Antwort auf die Realität, in der wir arbeiten. Die Schadensminderung ist ein zentraler Puzzlestein innerhalb des ganzen Hilfsangebots.

Sie sprachen das Echo im In- und Ausland nach der Eröffnung des Fixerstübli's in Bern an. Sind andere Städte Ihrem Beispiel gefolgt?

Ja, bis heute sind global etwa 65 Fixerräume nach dem Vorbild des Berner Fixerstübli's in Betrieb; in Deutschland, Holland und Spanien, aber auch in Kanada und Australien. Kürzlich habe ich unser Modell in Schottland vorgestellt.

65 Fixerräume? Das ist nicht besonders viel.

Es ist mehr, als wir damals gedacht hätten. Kontakt- und Anlaufstellen braucht es ja vor allem in Städten, die ein Drogengassenproblem haben, dort, wo die Abhängigen sonst nicht erreicht würden. Dann braucht es das Engagement der Behörden, um ein solches Hilfsangebot auf die Beine zu stellen. Aber es geht ja nicht nur um die Zahl der Fixerräume. Die Eröffnung des ersten Fixerstübli's hat die Drogenpolitik nachhaltig beeinflusst. Die Heroinverschreibung wurde erst im Kielwasser der ersten Fixerräume möglich.



Drogenelend Mitte der Achtzigerjahre auf einer Toilette (links), erste Klienten im Fixerstüblü an der Münster-gasse (Mitte) und Aufenthaltsraum in der Kontakt- und Anlaufstelle an der Hodlerstrasse (rechts).

Fotos: Contact/ZVG

Worin besteht heute der Hauptnutzen Ihrer Kontakt- und Anlaufstelle (K&A)?

Wir stehen in engem Kontakt mit der Berner Drogenszene. Dadurch können wir Überlebenshilfe leisten, die HIV-Prävention verbessern, die Abhängigen für Behandlungen motivieren und den öffentlichen Raum entlasten. Der letzte Punkt ist allerdings für die K&A auch heikel: Wenn die Drogenszene weniger auffällig ist, verschwindet das Problem aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit. Dadurch verliert es rasch an politischer Legitimation, was in Zeiten der Finanzknappheit problematisch sein kann. So gesehen leidet die Schadensminderung unter ihren eigenen Erfolgen.

So durchschlagend sind die Erfolge ja nicht. In Bern hat sich unweit des Bahnhofs, auf dem Gelände der Schützenmatte und vor der Reitschule, zuletzt wieder eine offene Drogenszene gebildet...

Es wird immer Menschen geben, die sich nicht in das Gemeinwesen integrieren lassen, die Frage ist deshalb stets, wie viel Gassenauffälligkeit eine Gesellschaft erträgt. Im Moment besteht tatsächlich die Gefahr, dass die Balance in Bern wieder kippt. Das hat hauptsächlich zwei Gründe: Erstens verfolgt die Stadt Thun seit Monaten eine ausgesprochen repressive Drogenpolitik – mit dem Resultat, dass die Abhängigen nach Bern ausweichen. Zweitens wurde in Bern die «Traube», eines der letzten Restaurants, in dem Randständige geduldet waren, geschlossen. Kurzfristig vergrössern wir deshalb den Fixerraum in Bern. Doch wir brauchen dringend eine K&A in Thun und eine Szenenbeiz in Bern.

Wer soll die eröffnen?

Ich könnte mir vorstellen, dass das Contact Netz eine solche Beiz führt. Natürlich bräuchten wir öffentliche Gelder, ein solcher Betrieb kann nicht kostendeckend sein.

«Im Moment besteht die Gefahr, dass die Balance in Bern kippt.»

Wer nutzt die Kontakt- und Anlaufstelle an der Hodlerstrasse in Bern?

Sie wird Tag für Tag von rund 200 Abhängigen frequentiert. Der grosse Teil gehört zur Stammkundschaft, die wir gut kennen. Dazu kommt ein kleinerer Kreis, der oft wechselt, derzeit sind viele Thuner Drogenabhängige darunter. Immer wieder kamen auch Ausländer vorbei, die in Asylheimen untergebracht waren, viele von ihnen stammten aus dem ehemaligen Ostblock. Da es nicht unsere Aufgabe ist, ihnen eine Tagesstruktur zu bieten, sind wir in diesem Punkt heute restriktiver. Es haben nur noch Abhängige mit Wohnsitz im Kanton Bern Zutritt.

Welche Substanzen und Konsumentengruppen bereiten Ihnen derzeit Sorgen?

Beim Heroin ist die Lage dank den Substitutionstherapien relativ stabil. Anders sieht es bei Kokain und Amphetaminen aus, da gibt es grosse ungelöste Probleme. Sorgen bereitet mir die Risikogruppe der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, welche legale und illegale Drogen mischen. Wie erreichen wir jene, die massiv kiffen, sich am Wochenende betrinken, dazu Kokain schnupfen und sich mit Aufputzmitteln fit zu halten versuchen? Wir müssen vermehrt mit neuen, lebensweltorientierten Angeboten auf diese Leute zugehen. Mit Kifferkursen, Nightliferarbeit und «Drug checking» an Ravepartys versuchen wir im Contact Netz, mit den jungen Drogenkonsumenten ins Gespräch zu kommen. Wichtig ist, dass man nicht sofort eine Verhaltensänderung fordert, sondern zuerst mal voraussetzungsfrei redet. Das so geschaffene Vertrauensverhältnis erleichtert die weitere Zusammenarbeit.

«Wir müssen unbedingt lernen, öfter über unser eigenes Gärtchen hinauszuschauen.»

Sie erleben die Schweizer Drogenpolitik seit gut zwei Jahrzehnten hautnah – wie würden Sie das Diskussionsklima beschreiben?

Es ist wichtig, dass alle Bereiche sich immer wieder die Frage stellen, welche Massnahmen sinnvoll und effektiv sind. Dabei müssen wir unsere Froschperspektive aufgeben und offen werden für Veränderungen in Richtung integraler Suchthilfe. Es gibt nicht einen einzigen Weg, eine gültige Wahrheit, sondern viele kleine Schritte, viele Wege, die man pragmatisch beschreiten sollte. In den Achtzigerjahren konnten einige ideologische Verkrustungen aufgebrochen werden. Derzeit orientiert sich die Gesellschaft leider wieder vermehrt an Moral und Ideologie, sie stützt sich auf Überzeugungen statt auf Erfahrungen und Wissen. Das, gekoppelt mit der herrschenden Finanzverknappung, bewirkt ein kontraproduktives Schwarzpeterspiel zwischen den Substanzen und den vier Säulen der Drogenpolitik. Wir müssen unbedingt lernen, öfter über unser eigenes Gärtchen hinauszuschauen und dafür zu sorgen, dass die Grenzen durchlässiger werden. Nur wenn wir am gleichen Strick ziehen, kann es gelingen, mit den knappen Ressourcen eine hohe Wirkung zu erzielen.

